

WESTEND

**Andrea  
Ypsilanti**



Eine Streitschrift

**Und morgen  
regieren wir  
uns selbst**



ANDREA YPSILANTI

**Und morgen  
regieren wir uns  
selbst**

Eine Streitschrift

WESTEND

Mehr über unsere Autoren und Bücher:  
[www.westendverlag.de](http://www.westendverlag.de)

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.



ISBN 978-86489-160-1

© Westend Verlag GmbH, Frankfurt/Main 2017

Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin

Satz: Publikations Atelier, Dreieich

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

»Viele, die ihrer Zeit vorausgeeilt waren,  
mußten auf sie in sehr unbequemen Unterkünften warten.«  
Stanisław Jerzy Lec, *Unfrisierte Gedanken*

Dieses Buch widme ich meinem zu früh verstorbenen Freund  
Hermann Scheer (1944–2010). Er war seiner Zeit voraus.



# Inhalt

<b>Vorwort</b>	11
Worum es geht	13
<b>I Neoliberale Phänomene</b>	17
Die Geburtsstunde	17
»L'état c'est moi«	21
Der wirklich erfolgreiche Marsch durch die Institutionen: schneller, besser, effizienter	25
Kultur für alle – »selbst« der Bauer findet seine Frau	34
Die Magie und Faszination der großen Zahlen – oder die Eroberung der Kunst- und Kulturinstitutionen	40
Die Freiheit nehme ich dir – Psychopolitik	44
<b>II Die Krise der Sozialdemokratie und der demokratischen Linken</b>	53
Der dritte Weg – mit Vollgas in die Sackgasse	53
Die erneuten Spaltungen der deutschen Sozialdemokratie	55

Die Formierung der Neuen Mitte – früher als gedacht	58
Ich-AG – statt Solidarität	63
<b>III Hessen – eine gescheiterte »Versöhnung«</b>	73
Eine kleine Utopie: die »Soziale Moderne«	77
<b>IV Europäische Krisen und neuer Protest</b>	89
99 Prozent: Zorn, Protest und Ohnmacht	96
Die demagogische Revolte: einfach, praktisch, widerlich	103
Alle liegen sie richtig – alle haben sie recht: Der Umgang der parlamentarischen Linken mit dem Rechtspopulismus	112
Falsche Vergleiche	117
<b>V Die Suche nach der eigenen Melodie</b>	123
Die Malaise der deutschen Sozialdemokratie – zwischen Anpassung und Pulverisierung	126
Kulturelle Hegemonie – die Arbeit der Zuspitzung	137
Die soziale Frage – ohne Klassenkampf keine Hegemonie	145
<b>VI Die Notwendigkeit einer radikalen Reformpolitik und einer grundlegenden Transformation</b>	157
»Arbeit macht das Leben süß – so süß wie Maschinenöl – ich mach den ganzen Tag nur Sachen, die ich gar nicht machen will« (Ton, Steine, Scherben)	161
Arbeiten, um zu leben – savoir vivre – buen vivir	175

Eigentum ist Diebstahl? (Proudhon) – und heute noch verpflichtend?	182
Eine falsche (grüne) Versöhnung – Ökologie und Ökonomie im neoliberalen Kapitalismus	190
Lebendig, spannend, Streitbar – Erneuerung der Demokratie	200
<b>VII »Talking about the Revolution« – und morgen regieren wir uns selbst?</b>	205
<b>Postskriptum</b>	215
<b>Merci beaucoup</b>	227
<b>Anmerkungen</b>	229
<b>Literatur</b>	245



# Vorwort

Dieses Buch will anstiften: Anstiften zum kritischen Denken, zum Reflektieren, zum Kämpfen. Es will Mut machen, die bestehenden Verhältnisse nicht einfach hinzunehmen. Und es möchte die endlos wiederholte angebliche »Alternativlosigkeit« hinterfragen.

Es handelt sich bei diesem Buch nicht um eine wissenschaftliche Schrift, in der eine Theorie der Veränderungsprozesse der letzten Jahrzehnte entwickelt werden soll. Es will vielmehr aus einer kritischen sozialdemokratischen Perspektive Phänomene des individuellen und sozialen Lebens beleuchten. Dabei geht es nicht um Vollständigkeit, weshalb die Kapitel bewusst assoziativ angeordnet sind. Sie thematisieren unsere Lebensweise, die mehr und mehr von der Kulturindustrie vorgegeben wird, die die Individuen vordergründig idealisiert, tatsächlich aber immer noch mehr entmacht und entfremdet. Sie handeln von der drohenden Selbstzerstörung der sozialistischen und sozialdemokratischen Parteien in Europa – mit einem gesonderten kritischen Blick auf die deutsche und europäische Sozialdemokratie und ihre vermeintliche Ohnmacht. Die ihren originären Aufgaben und Zielen nicht mehr nachkommt und nicht mal daran (ver)zweifelt.

In diesem Buch geht es aber auch um die »Ästhetik eines Widerstands« gegen den übermächtig erscheinenden neoliberalen Kapitalismus, über die Gegenkräfte, über die Potentiale, die in den Menschen schlummern und in den sozialen Bewegungen wachsen und die uns Hoffnung machen, dass es nicht so bleibt, wie es ist.

Dieses Buch trägt nicht umsonst den Untertitel »Eine Streitschrift«. In einer Streitschrift geht es nicht darum zu gefallen, Zustimmung zu erheischen. Deshalb werden sich manche zu Recht auf die Füße getreten fühlen. Das geschieht durchaus mit Absicht. Andere werden vielleicht bemängeln, dass die Autorin es sich zu einfach mache, die Niederungen der Praxis ignoriere. Jede Kritik ist mir gleichwohl willkommen. Nichts wäre langweiliger als ein Streit, der nicht geführt wird. Nur so werden wir die Widersprüche und Defizite erkennen, in Diskurse eintreten und Verbesserungen und Veränderungen bewirken können.

Manche werden anmerken, es genüge nicht, die richtigen Fragen zu stellen oder »einfache« Antworten zu geben. Wirklich?

Geht es nicht eben genau darum? Müssen wir nicht im Brechtschen Sinn ganz einfach fragen: Wessen Straße ist die Straße? Wessen Welt ist die Welt? Oder wie Bertolt Brecht forderte, jede Regierung zunächst zu fragen, was sie für den Frieden tut. Das mag den progressiven Neoliberalen nicht modern genug daherkommen. Es ist jedoch völlig unerheblich, ob das gefällt.

Entscheidender wird sein, ob sich die demokratische Linke in Europa, ob in parteipolitischer Formation oder in sozialen Bewegungen – am besten aber miteinander –, reorganisiert und wieder hegemonial werden kann. Damit der Begriff der Reform nicht dauerhaft neoliberal kontaminiert bleibt, sondern wieder für soziale Gerechtigkeit, ökologischen Umbau, intellektuelle und künstlerische Vielfalt und Schärfe steht.

Eine persönliche Anmerkung zum Ende der Einleitung möge gestattet sein. Eigentlich hatte ich nie vor, ein Buch oder eine Streitschrift zu verfassen, doch mein zu früh verstorbener Freund Hermann Scheer hat es immer wieder von mir eingefordert. Ich dürfe nicht alle meine Erfahrungen, Kämpfe und Ideen nur im eigenen Kopf erinnern und weiterdenken. Das war sein Credo, seine Forderung. Daher möchte ich dieses Buch meinem Freund und politischen Weggefährten Hermann Scheer widmen.

In diesem Buch werden auch Fragen behandelt, die wir im Wahlkampf der hessischen SPD 2007 unter dem Begriff einer zu schaffenden »Sozialen Moderne« andachten. Vieles hat sich seitdem verändert, das Projekt bleibt aber nach wie vor notwendig.

In diesem Zusammenhang drängt sich die Frage auf, weshalb die europäischen sozialdemokratischen und sozialistischen Parteien ohnmächtig der neoliberalen Theorie und Praxis hinterherschauen, diese nicht selten sogar adaptieren, statt darüber nachzudenken, was sie dagegen tun könnten und müssten. Im Kern geht es darum, ob und wie die sozialdemokratischen und sozialistischen Parteien in Europa noch aktiver Teil eines notwendigen Politikwechsels sein können. Hierzu will ich einen Beitrag leisten, wohl wissend, dass er immer unzureichend sein wird. Deshalb gilt auch hier:

»Ever tried. Ever failed. No matter. Try again. Fail again. Fail better.« (Samuel Beckett)

## **Worum es geht**

Um sich der Frage zu nähern, warum emanzipatorische Kämpfe in den letzten Jahrzehnten in die Defensive geraten sind, ist es notwendig zu verstehen, wie es dem Neoliberalismus gelang, das Denken der Menschen zu bestimmen und die Gesellschaft, ihre Individuen und ihre Institutionen zu durchdringen. Es gilt zu verstehen, weshalb er so »faszinierend« erscheint und so erfolgreich ist. Deshalb handelt der erste Teil des Buches vom Siegeszug des Neoliberalismus in der Kulturindustrie, in den (öffentlichen) Unternehmen und nicht zuletzt im Individuum. Die Leser\*innen treffen dabei nicht auf fertige, wissenschaftliche Analysen. Ziel ist es, die Erscheinungsformen des neoliberalen Kapitalismus, seine

ideologischen, politischen und psychologischen Muster im Alltag zu beschreiben.

Daran orientiert, interessiert mich die Frage, weshalb aus ehemals stolzen, traditionsreichen und gesellschaftsprägenden sozialistischen und sozialdemokratischen Volksparteien angepasste Funktionärsparteien wurden, die wie fremdgesteuert und fremdbestimmt auf ihre eigenen Anhänger\*innen und Wähler\*innen wirken. Wie wurden sie zu Parteien, die im Wesentlichen nur noch funktional und instrumentell denken und handeln? Wie kommt es, dass sie sich der Logik des neoliberalen Kapitalismus anpassen, fast schon unterwerfen, dass ihnen scheinbar jede Utopie abhandengekommen ist, sie in den Menschen keine Hoffnung mehr wecken, sich aber wundern, dass sie keine Wahlerfolge mehr erzielen? Wieso pulverisieren sie sich in Südeuropa und werden von neuen linken Bewegungen und Parteien »ersetzt«? Warum werden sie in der Mitte und im Norden Europas in der Zange zwischen Rechtspopulisten und Neoliberalen marginalisiert?

Im Fokus wird aus eigener Erfahrung und Praxis dabei immer wieder die deutsche Sozialdemokratie stehen. Aber nicht nur, denn sie ist kein Einzelfall. Die Krise ist europäisch, und es gibt neben den historischen, theoretischen und praktischen Unterschieden auch gemeinsame Entwicklungsprozesse und Tendenzen. Ich bin – immer noch – der Überzeugung, dass die heutige Schwäche der parlamentarischen und gesellschaftlichen Linken kein Naturgesetz ist, dass die Ideenlosigkeit und Mutlosigkeit der linken Parteien überwunden werden können. Ich glaube, dass dazu einerseits die Zeit reif ist, es andererseits aber an Zeit mangelt, denn die multiplen Krisen<sup>1</sup> sind heftig und verstörend und begegnen uns in immer kürzeren Intervallen.

Die sozialdemokratischen und sozialistischen Parteien stehen dabei auch deshalb im Fokus, weil es sich meiner Ansicht nach nicht lohnt, auf die konservativen und liberalen Parteien zu

schauen – auf rechte sowieso nicht –, wenn man einen wirklichen Politikwechsel anstrebt. Ich habe die Hoffnung noch nicht aufgegeben, dass die europäische Sozialdemokratie nicht vollends unter die Räder kommt, weil sie immer noch Wähler\*innen bindet und zumindest im Unbewussten Hoffnungen produziert, die als Kraft für einen Politikwechsel unverzichtbar sind. Nur: So, wie sich die europäische Sozialdemokratie und die sozialistischen Parteien in Europa gerade präsentieren, kommt ihr Handeln einem kollektiven Selbstmord gleich.

Aber es gibt auch Anlass zur Hoffnung. Die Krisen produzieren Widerstände. Soziale Bewegungen formieren sich international, europäisch und auch auf nationaler Ebene. Neue linke Parteien – mit all ihren inneren Widersprüchen – sind entstanden oder im Begriff zu entstehen. Sie erzielen Erfolge – sowohl auf kommunaler wie auch nationaler Ebene. Klassisch sozialistische Parteien wie die Labour Party in Großbritannien oder die sozialistischen Parteien in Spanien und in Portugal besinnen sich und erneuern sich programmatisch. Diese Chancen gilt es zu nutzen und zu übersetzen.

Dieses Buch präsentiert nicht die neue »große Erzählung«. Im Gegenteil, ich will keine einheitliche neue große Idee für allgemeinverbindlich erklären. Allerdings gestatte ich mir im letzten Teil einen Denkanstoß, dessen Ansatz ich bei Camus gefunden und schätzen gelernt habe. Kein fertiges Modell, sondern eher Grundzüge eines mediterranen Sozialismus, der eine andere Sicht ermöglichen kann und zum Weiterdenken anregen soll.

Halten wir es mit dem Hans im Glück in Theodor W. Adornos *Minima Moralia*:

»Die fast unlösbare Aufgabe besteht darin, weder von der Macht der anderen, noch von der eigenen Ohnmacht sich dumm machen zu lassen.«<sup>2</sup>



# I Neoliberale Phänomene

## Die Geburtsstunde

»Labour isn't working.« 1978 begannen Margaret Thatcher und die britischen Konservativen mit diesem »Claim« der Werbeagentur Saatchi & Saatchi den Wahlkampf gegen die regierende Labour Party in Großbritannien.

Sie gewannen die Wahl fulminant. Es war das Fanal: die europäische Geburtsstunde<sup>1</sup> des Neoliberalismus. Noch ahnte niemand, dass dies der Beginn einer Epoche war, die bis in unsere heutige Zeit politisch, kulturell und gesellschaftlich dominiert. Die »eiserne Lady« hatte einen Sprössling in die spätkapitalistische Welt gesetzt, der eine gesellschaftspolitische »Revolution« auslöste.

Wie mächtig der »erwachsene Neoliberalismus« trotz der permanenten Krisen der kapitalistischen Gesellschaften heute ist, beschreiben Sebastian Budgen, Stathis Kouvelakis und Slavoj Žižek unverblümt offen. »Zu einer Zeit, da der globale Kapitalismus als die einzige Möglichkeit erscheint und das liberal-demokratische System als die optimale politische Organisation der Gesellschaft, ist es in der Tat leichter geworden, sich den Untergang der Welt vorzustellen als die bescheidenste Veränderung der Produktionsverhältnisse.«<sup>2</sup>

Auf der anderen Seite des Atlantiks wurde zu gleicher Zeit ein B-Schauspieler Präsident der Vereinigten Staaten (1981). Ronald Reagan besiegte Jimmy Carter, und es begann die neokonserva-

tive Revolution. Wirtschaftlich prägender jedoch war die neoliberale Politik der »Reaganomics«.

Neokonservatismus und Neoliberalismus waren zunächst geistige Verbündete. Dem Neokonservatismus ging es im Kern zunächst um eine moralische Wende. Zumindest waren seine zentrale Stoßrichtung und sein ideologischer Kitt, die Errungenschaften der 68er-Bewegung zurückzudrehen. Linksliberalismus in all seinen Ausprägungen war den neuen Konservativen ein Gräuel. Wirtschaftlich war der Neokonservatismus aber offen für die neoliberale Revolution. Flexibilisierung, Deregulierung, Privatisierung und vor allem das Zurückdrängen staatlicher Institutionen und öffentlicher Wirtschaft waren die ideologische Klammer zwischen Neokonservativen und Neoliberalen. Der konservative »Bruder« schien der Stärkere und Größere zu sein. Schließlich waren es konservative Parteien, die den Wandel forcierten. Auch in Kontinentaleuropa setzten sich diese zunehmend in Wahlen durch.

In Deutschland kam es 1982 nach dem Wechsel der FDP zur CDU unter der Regierung Kohl zur sogenannten »geistig-moralischen Wende«. Während die neokonservative Ideologie in den folgenden Jahren jedoch zunehmend sich selbst diskreditierte (Flick-Skandal, Spendenskandal), konnte sich die neoliberale Idee kontinuierlich entwickeln und alle gesellschaftlichen Bereiche durchdringen.

In der demokratischen Linken wurden Neokonservatismus und Neoliberalismus allerdings oftmals gleichgesetzt. So verknüpft sie in ihrer Entstehung waren, so falsch ist es, sie für das Gleiche zu halten. Die »Faszination«, die von den neoliberalen Verheißungen und Versprechungen ausging, war auf die Dauer wesentlich wirkungsmächtiger. Sie setzten sich in der gesellschaftlichen Praxis durch. Auch deshalb, weil sie vermeintlich emanzipatorische Ideen und Gedanken aufgriffen und früh erkannten, dass eine pragmatische Ideologie es leichter hat.

In ihrer Entstehungsphase wurde diese pragmatische Ideologie innerhalb der sozialdemokratischen und sozialistischen Parteien und in den Gewerkschaften noch sträflich unterschätzt. Die gesellschaftliche Linke und insbesondere die institutionelle Linke hingen fest im fordistischen<sup>3</sup> Nachkriegskapitalismus, der sich jedoch zunehmend auflöste. Die Gleichung, die als Versprechen eingeführt wurde – mehr Wachstum ist gleich mehr Wohlstand für alle –, ging nicht mehr auf. In jener »Aufstiegsgesellschaft«, die mit dem Fahrstuhl alle ein wenig nach oben hievte, waren die Lohnarbeiter\*innen in der obersten Etage angekommen. Für sie war die Fahrt nach oben beendet. »Aus der Gesellschaft des Aufstiegs und der sozialen Integration ist (...) eine Gesellschaft des sozialen Abstiegs, der Prekarität und Polarisierung geworden.«<sup>4</sup> Frei nach Lenin könnte man sagen: Die einen, in der Regel die Besitzer von Produktionsmitteln, Eigentum und Herrschaftswissen, wollten nicht mehr. Die anderen, in der Regel die Aufsteiger aus dem Kleinbürgertum und der Arbeiterklasse, konnten nicht mehr.

Der ökonomische Karren, nicht nur in England, stand im Sumpf. Der Neokonservatismus versprach neuen (im Kern jedoch alten, restaurativen) Sinn und Orientierung. Die Neoliberalen versprachen die Entfesselung der Produktivkräfte. »Leistung muss sich wieder lohnen«, Flexibilität, grenzenlosen Konsum und vor allem neue Freiheiten. Diese Ideen fanden wahrlich nicht nur Reiche gut. Auch in der Mittelschicht wollte man, dass endlich die engen Ketten der standardisierten Gesellschaftsformation gesprengt werden. Über mögliche Kollateralschäden und Folgen dachten zu dieser Zeit nur wenige nach.

Linke Analysen, die auf die Gefahren hinwiesen, wirkten altbacken. Die ökologischen Bewegungen waren zögerlich, hatten aber auch keine Macht, ihre Gedanken und Forderungen im öffentlichen Diskurs zu verankern. Damit gehörte die Zukunft den wenigen glücklichen globalen Playern des Neoliberalismus. Der Zeitgeist der 1980er und 1990er Jahre war gespalten: links die skeptischen

Mahner\*innen und Verängstigten, rechts die Fortschrittsgläubigen und Optimisten\*innen.

Das sogenannte sozialdemokratische Zeitalter neigte sich dem Ende zu. Die sozialistischen und sozialdemokratischen Parteien, Verbände und Organisationen hatten auf die sich entwickelnden und abzeichnenden Krisen keine Antworten. Zwar erkannten Teile der politischen Linken die heraufdämmernden Gefahren, sahen die Verschärfung der Konflikte von Natur und Arbeit. Doch zunächst fuhren die sozialdemokratischen »Tanker« unbeirrt weiter auf ihrem Kurs. Die Warnungen vor dem Eisberg, auf den man zusteuerte, wurden ignoriert.

Es ist tragisch, dass es den sozialdemokratischen Parteien in Europa nicht gelungen ist, eine sozialdemokratische Antwort auf das Ende der fordistischen Ära zu finden. Die »Sozialdemokraten wussten nicht mehr, was nun ihre Marschrichtung sein könnte. Die sozialdemokratischen Ziele und erst recht die Pfade dahin waren nach 1973 (die Ölkrise, Anmerkung d. Verf.) von Grund auf in Frage gestellt. (...) Die Improvisation wurde folglich zum Politikstil sozialdemokratischer Bundeskanzler von Helmut Schmidt bis Gerhard Schröder.«<sup>5</sup>

Das gilt im Grunde bis heute.

Ein gutes Jahrzehnt später zeichnete sich der Eisberg deutlich ab. Der Zusammenbruch des sogenannten realsozialistischen Systems bedeutete den endgültigen Durchbruch des neoliberalen Modells. Zu Recht ließe sich einwenden, dass die demokratischen Sozialisten zu keiner Zeit die realsozialistische Ideologie unterstützt oder unterschrieben hätten. Das ist aber leider genauso richtig wie die Tatsache, dass die Titanic natürlich nicht für die Eisberge verantwortlich war. Genützt hat es beiden nichts.

Der relativ gewaltfreie Zusammenbruch des autoritären Kommunismus wurde als Ende der Geschichte deklariert und instrumentalisiert. Wirtschaftlich bedeutete dieser den Beginn der uneingeschränkten Globalisierung: neue Märkte, ungehin-

derte Marktwirtschaft, weltweite Absatzmärkte. In den Vorstandsetagen der internationalen Konzerne knallten die Champagnerkorken.

In der demokratischen Linken herrschte Katerstimmung. Man hatte zwar den autoritären Teil des Sozialismus endlich abgeschüttelt, aber offensichtlich die Utopie für einen demokratischen Sozialismus verloren. Sozialismus und alle seine Spielarten sind seit diesem Epochenwechsel diskreditiert.

Dass der Neoliberalismus trotz der verschiedenen Krisen – von Asien bis an die Wall Street – eine vermeintlich unbesiegbare Hegemonie errichten konnte, hatte und hat auch gesellschaftliche, kulturelle und soziale Gründe. Diese Phänomene sollen hier zumindest im Ansatz veranschaulicht werden.

### »L'état c'est moi«

Ein erfolgreiches System braucht Zeit. »Man kann Herrschaft geradezu so definieren, dass sie jederzeit imstande ist, die Regeln vorzugeben, nach denen Menschen ihre Zeit aufzuteilen gezwungen sind und in welchen Räumen sie sich zu bewegen haben.«<sup>6</sup> Wenn ein System dauerhaft die ökonomische, soziale und kulturelle Hegemonie erringen und sichern will, benötigt es Wandlungsfähigkeit und Geduld. Keineswegs handelte es sich bei der Realisierung der neoliberalen Ideologie und Praxis um einen ausgeklügelten Masterplan, der bis in die kleinsten Verästelungen fertig in der Schublade lag. Auch nicht um eine Verschwörungsstrategie, die übertölpelte. »Wir haben eine Revolution durchgemacht, ohne dass uns das aufgegangen wäre. Es ist eine radikale, eine stumme Revolution, ohne theoretischen Überbau und ohne ideologische Bekenntnisse; sie hat sich durch stillschweigend geschaffene Tatsachen durchgesetzt, völlig unangemeldet.«<sup>7</sup> Die französische Schriftstel-

lerin Viviane Forrester erkannte schon in den 1990er Jahren, ohne den Neoliberalismus beim Namen zu nennen, dass es sich um ein subtiles Phänomen und Projekt handelt. Der Neoliberalismus kommt ohne Massendemonstrationen, Fahnen und Trompeten. Im Gegenteil: Er ist ein atmendes, lernendes System.

Zentral ging es um die Durchsetzung neuer ökonomischer Prinzipien und Interessen. Dabei spielte es im Unterschied zum Neokonservatismus für die neoliberale Ökonomie eine untergeordnete Rolle, welche Parteien gerade regierten. Neoliberale sind grundsätzlich »bündnisfähig« und handeln nach Opportunität. Die »Sachzwanglogik« des Neoliberalismus ergreift nahezu alle gesellschaftlichen Bereiche. Am Beispiel der »Fremdbestimmungen« der britischen Labour Party unter Tony Blair und der deutschen Sozialdemokratie unter Gerhard Schröder lässt sich das veranschaulichen. Sie setzten innerhalb kürzester Zeit mehr neoliberale »Reformen« um als der Neokonservatismus in zwanzig Jahren.

Der historische Glücksfall für neoliberale Ideen und Politik war die Implosion der ehemaligen Sowjetunion. Der Zusammenbruch der realsozialistischen Regime beflügelte die neoliberale Idee, und niemand konnte sie mehr stoppen.

Die neue Konkurrenz der (ost)europäischen Länder mit Billiglöhnen und veralteten Produktionsbedingungen war dabei ausgesprochen vorteilhaft. Der Internationale Währungsfonds (IWF) verordnete Polen und der Sowjetunion eine neoliberale Schocktherapie, von der sie sich lange Zeit nicht erholen sollten. Anfragen nach einem Schuldenerlass wurden brüsk zurückgewiesen. In den folgenden wilden Privatisierungen bereicherten sich nicht selten die alten Kader der KPdSU. Michail Gorbatschow, der gerade noch als gefeierter Held den Friedensnobelpreis erhalten hatte, wurde gedrängt, »als starker Mann« jeden »Widerstand zu zerschlagen, der eine ernsthafte Wirtschaftsreform« blockiere. Dem *Economist*, der das 1990 schrieb, war durchaus klar, dass

hierfür Blut fließen würde. Unter der Zwischenüberschrift »Michail Sergejewitsch Pinochet?« wies er selbst darauf hin.<sup>8</sup> Die Folgen waren fatal, der chaotische Zerfall der Sowjetunion und die Plünderung des Landes zeugen davon. In der ehemaligen Sowjetunion und den Staaten des Warschauer Pakts brach sich ein schrankenloser Frühkapitalismus Bahn. Erleichtert wurde dieser Prozess durch die Faszination der kapitalistischen Warenwelt, an der man hoffte, teilhaben zu können.

Das wirkte zurück auf den mittlerweile »gemütlich« anmutenden Rheinischen Kapitalismus. Er geriet zunehmend unter Druck. Produktionsverlagerungen und der Beginn einer sichtbaren Deindustrialisierung zum Beispiel in England, die beginnende digitale Revolution und die Entwicklung der Dienstleistungssektoren setzten sich durch. Die Drohkulisse des »wilden Ostens« steigerte die Angst und disziplinierte die lohnabhängig Beschäftigten. Klassische Gewerkschaftsforderungen wirkten wie Relikte aus vergangener Zeit.

Gleichwohl bedurfte es der kulturellen und geistigen Durchsetzung dieser neuen Ordnung. Die Umwertung der Werte stand auf dem Programm. War der Begriff der Reform bis in die 1970er/1980er Jahre progressiv und emanzipatorisch besetzt, so änderte die neoliberale Praxis das gründlich. Im Unterschied zu linken, soziologischen Analysen und Begriffen nutzen die Neoliberalen die Begriffe nicht zur Erklärung, sondern es geht ihnen um Effektivität und Perpetuierung und das Ziel, ihre ökonomischen Interessen zu verewigen. Ihre Begriffe, Sprüche und Ideen, ihre Inhalte sollen unumstößliche und verbindliche Praxis werden. Was bei Margaret Thatcher noch kompliziert oder mindestens soziologisch untermalt klang – »ich kenne keine Gesellschaft, nur Individuen« –, wurde simplifiziert. Der Markt ist immer effektiver als der Staat, war die Kampfansage. Private können es besser, schneller, günstiger. Steuern strangulieren die Eigeninitiative. Später sehr schlicht »mehr Netto vom Brutto«. Der Staat ist langsam, die Märkte sind schnell.